

Pedanten, Kalmäuser und Scharlatane

Die Gelehrtsatire der Aufklärung

Von Gunter Grimm

Wer das Vergnügen hat, an einer Tagung wissenschaftlicher Koryphäen teilzunehmen, und einmal beobachtend in die Runde blickt, wird mitunter an eine große Vogelschau erinnert. Da sitzt neben dem radschlagenden Pfauen der kopfnickende Täuberich, neben dem rundäugigen Kauz der krummschnäbelige Geier, der auf die Blößen des Vortragenden lauert, und der würdevoll-distanzierte Storch. Die Galerie des gelehrten Federviehs ließe sich noch um manch stattliches Exemplar erweitern, sie besitzt ein erstaunliches Ausmaß und eine lange Tradition.

Eine der literarischen Epochen, in denen sich schriftstellerischer Witz zur satirisch-ironischen Darstellung der Gelehrtenzunft verdichtete, ist das Zeitalter der Aufklärung, und dies nicht von ungefähr, da sie mit allerlei Wissenschaftstraditionen und Vorurteilen brach, die dem ‚gesunden Menschenverstand‘ nicht entsprachen.

Trotz der Angriffe des Christian Thomasius, des ersten wichtigen deutschen Professors, der die Pedanten aufs Korn nahm und der selbst kein Pedant war, dominierte die herkömmliche neoscholastische und späthumanistische Gelehrtenkultur bis weit ins achtzehnte Jahrhundert hinein. Der Späthumanismus stellte auch an den Gymnasien und artistischen Fakultäten das Bildungskonzept bereit. Er bildet daher den Hauptgegenstand wissenschaftsprogrammatisher und satirischer Gelehrsamkeitskritik. Die Gelehrtsatire der frühen Aufklärung basiert auf der popularisierten Vernunftphilosophie Christian Wolffs, greift jedoch auf die anthropologischen Ansätze von Thomasius zurück. Sie repräsentiert den Umschlag zwischen dem traditionellen Verständnis des gesellschaftlich autarken „Gelehrten“ und der moderneren Auffassung des ins Bürgertum integrierten Wissenschaftlers, dessen Forschen und Lehren sozialen Zwecken dienen sollte.

Die dichtungsgeschichtlich bedeutsame Position, die der Satire in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zukommt, muß als Folge eines sich anbahnenden Normenwandels verstanden werden. Die Satire, die sich zum Bundesgenossen des auf Vernunft gegründeten Wissenschaftskonzepts macht, dient dem aufklärerischen Zweck; ethische Grundnormen und

–maximen zu verbreiten, in besonders effizienter Weise. Die von ihren Apologeten immer wieder hervorgehobene moralische Basis unterscheidet die Satire von Pasquill, dem Instrument „unedler“, persönlicher Rachegeanken. Das erklärt auch die größere Beliebtheit der sogenannten „allgemeinen“ Satire eines Gottlieb Wilhelm Rabener (1714-1771) gegenüber der persönlichen Satire eines Christian Ludwig Liscow (1701-1760), obwohl dessen Satiren den weitaus schärferen Biß hatten. Nicht ganz zu Unrecht wurde er als der „deutsche Swift“ bezeichnet. Doch ist es für den menschenfreundlich-pädagogischen Geist der Aufklärung charakteristisch, dass der harmlos-betuliche Rabener zum beliebtesten Schriftsteller nach Gellert avancierte.

Kritik sozialer Privilegien und persönlicher Grillen

Die Folie zur Gelehrten satire selbst bilden die unzähligen lateinischen Dissertationen über Leben, Krankheit und Tod, über Verdienste und Fehler der Gelehrten, die Hodegetiken und die Gelehrten geschichten. Die einschlägigen Kapitel über die Gelehrten, ihre Tätigkeiten, persönlichen Eigenarten und Krankheiten sind eine Art Nabelschau, ein epigonaler Ausklang der Polyhistorie. Die Standessatire knüpft an diese „Krankheitsbeschreibungen“ an und weitet sie zu einer Kritik am Gelehrtenstand aus; sie wendet sich jedoch auch gegen den elitären Anspruch eines privilegierten, von den allgemeinen bürgerlichen Pflichten eximierten Standes, gegen die soziale Höherstellung der Inhaber akademischer Grade. Die Kritik nutzloser Gelehrter macht sich mit Vorliebe an ihrer Ungeselligkeit, ihrer Weltfremdheit und ewigen Stubenhockerei fest.

Sehr bezeichnend ist es, wenn Rabener die gegensätzlichen Einstellungen zu Welt und Wissenschaft am Thema der Eifersucht zwischen dem Gelehrten und dem Kaufmann erörtert. Der Gelehrte verachtet zwar den Kaufmann, doch trägt dessen Fleiß für die Allgemeinheit nützlichere Früchte: „Er weiß Geld zu verdienen“ – und zwar an *einem* Tag mehr durch Provision als der Gelehrte in jahrelanger angestrenzter Arbeit.

Diese etwas platte Utilitaritätserwägung zeigt immerhin, dass der Marktwert der Wissenschaft nicht mehr wie früher ausschließlich nach „gelehrten“ Kriterien bemessen wird, sondern nach ökonomisch-veräußerlichten, aber zugleich auch funktionalisierten Gesichtspunkten. Im fleißigen Hans Erichson porträtiert Rabener den gesellschaftlich nutzlosen Gelehrten: „Er war in Sammlung und Lesung alter Bücher unermüdet, lebte in seiner Studierstube zweiundsiebenzig Jahre, und ward nach seinem Tode nicht vermisst, weil er in seinem Leben

der Welt mit nichts genutzt hat. Unter seinen Papieren hat man einen Aufsatz gefunden, welcher den Titel führt: Unumstößlicher Beweis, dass ein gründlich Gelehrter nicht für andre Leute, sondern nur für sich erschaffen sei.“

Der Philologe David Ruhnken hat dem Kalmäuser, dem Stubenhocker und Kopfhänger, eine eigene Abhandlung gewidmet, die berühmte Rede über den „Doctor umbraticus“, dessen Schattendasein ein griesgrämiges Aussehen, linkisches Benehmen, vernachlässigte, ja schmutzige Kleidung sowie Menschenscheu, Unhöflichkeit, Starrheit und Hochmut entspricht. Die Gelehrtsatire hat für diese „Schattenkinder“ eine Reihe charakterisierender Tiernamen bereitgestellt: gelehrte Käuze, Eulen, Fledermäuse, aber auch „gelehrtes Rindvieh“ und „gelehrtes Rhinoceros“, Vergleiche, die bildkräftig Weltfremdheit und Ungeselligkeit mit Unbrauchbarkeit und Grobheit zusammenbündeln.

In die Kritik der Lebensunbrauchbarkeit fließt besonders der breite Strom volkstümlicher Gelehrtschelte ein. Dem an bloßen Nützlichkeitsmaximen orientierten Volk waren ja die Gelehrten schon jahrhundertlang als die „Verkehrten“ erschienen, zum Teil zweifellos aus berechtigtem Mißtrauen gegenüber der offenbaren Zwecklosigkeit gelehrten Tuns, zum Teil aus traditioneller Abneigung der Nichtgelehrten gegenüber allen Studierten.

Aus dieser Perspektive ist der Vorwurf des Stolzes und des Hochmutes besonders verständlich: Gelehrte halten sich für unfehlbar, und zwar für um so unfehlbarer, je höher ihr Sozialprestige ist. Ebenfalls standeskritisch muß die Opposition gegen die Gelehrtsprache Latein aufgefasst werden. Ein Muster dieser Sorte ist Rabeners Professor Titus Manlius Vermicularis, der nur mit Magd und Hausknecht Deutsch spricht, weil sie zum „Pöbel“ gehören.

Die Verachtung und der Tadel der bürgerlichen Satiriker wenden sich immer nur gegen die Auswüchse und die funktionslosen Traditionen des Gelehrtentums, nicht jedoch gegen die Korporation der Gelehrten, wenn sie den Anspruch der Privilegierung aufgibt. Anders die Mißachtung der weltungewandten Gelehrten durch Hof und Adel. Alles, was nicht in den Bereich der galanten und weltmännischen Disziplinen gehörte, verfiel unweigerlich dem Verdikt der Pedanterie und der Unbrauchbarkeit. Bekannt wurden die Beispiele, wo Professoren als Hofnarren fungierten oder wo die Diskussion zur Belustigung hoher Herrschaften diente. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz etwa erwiderte auf die Frage, wieso er sich keine Hofnarren halte, er lasse sich, wenn er lachen wolle, einige seiner Professoren aufs Schloß kommen und miteinander disputieren. Das Ideal Christian Thomasius' vom weltgewandten Gelehrten war faktisch immer noch eine seltene, eine Ausnahmerecheinung.

Mit Standessatire korrespondiert die Kritik am Individualverhalten der einzelnen Gelehrten. Zum Glauben an die eigene Unfehlbarkeit gesellen sich die Zank- und die Tadelsucht, Eigensinn, Empfindlichkeit, Neid, Widerspruchsmanie, Eitelkeit und Wissensdünkel. Besonders Originalitäts- und Titelsucht, Servilismus und Intrigantentum entspringen der durch Eigenbrötelei hervorgerufenen Selbstüberschätzung. Unter den Gelehrten gibt es die verschiedenen Typen des Vielschreibers – Lichtenberg charakterisiert die Polygraphie als „unglückliche Verbindung des Autortriebs mit dem Trieb der Fortpflanzung“ – und seines Gegenteils, des Agraphen, das heißt des Schreibunlustigen, der zwar immer behauptet, die Schreibtischschublade voller Manuskripte zu haben, tatsächlich aber leere Fächer hinterlässt; ferner des Zitatendreschers, des Notenmachers, der wie Rabeners Gelehrter Hinkmar von Repkow „Noten ohne Text“ anfertigt. Die Bibliomanie ist ein besonders dankbares Thema der Gelehrtensatire von Sebastian Brant bis zu Elias Canettis Roman „Die Blendung“; konsequent zählt Johann Burkhardt Mencke in seinem berühmten Werk „Von der Charlatanerie oder Marcktschreyerey der Gelehrten“ die Büchernarren unter die Scharlatane.

In der zweiten Jahrhunderthälfte hat sich gegenüber dem satirischen, äußerlich bleibenden Blickwinkel eine mehr um Verständnis bemühte Betrachtungsweise herausgebildet: die medizinisch-psychologische Analyse gelehrter Krankheiten, wie sich etwa Johann Georg Zimmermann in seiner Schrift „Von der Einsamkeit“ oder der Genfer Arzt Samuel Tissot in seinem Werk „Über die Gesundheit der Gelehrten“ betrieben haben. Tissot kennt zwei Typen gelehrter Krankheiten: die Nervenkrankheiten und die aus der ungesunden Lebensführung resultierenden Leibeskrankheiten. Der Gelehrte muss sich – so konstatiert der Arzt – besonders hüten vor übermäßiger Nervenanspannung, Leibesuntätigkeit, gekrümmter Haltung, ständiger Nacharbeit, modriger Bücherluft, Hygienemangel, Lektüre während des Essens, Zurückhalten des Harns und Vermeiden gesellschaftlichen Umgangs. So hinderten sich einige Berühmtheiten künstlich am Schlaf, der sie von ihren geliebten Schwarten trennte; andere sperrten sich freiwillig in ihr muffiges Arbeitszimmer ein, um nicht durch das Treiben der Welt von ihrem Studium abgelenkt zu werden.

Der gelehrte Pedant, Gegenbild des Weltmannes

In der Gestalt des Pedanten kulminiert die satirische Tendenz. Was für die mittelalterliche, religiös begründete Weltanschauung der hybride Gelehrte war, das ist für die Aufklärung der Pedant. Der Unterschied weist auf den gravierenden Wandel weltanschaulicher Normen hin.

Die Hybris galt als Erhebung des Menschen über Gott aufgrund der Überschätzung seiner eigenen Erkenntnisfähigkeit, letztlich als eine strafbare Überbewertung der Vernunft über Glauben und Offenbarung. In der Aufklärung verkehrt sich die Wertehierarchie konsequent: der Rationalismus wird oberstes Wissenschafts- und Denkprinzip. Der Normverstoß besteht nun in der Geringschätzung menschlichen Erkennens und seiner Grundlage, der Vernunft. Für Thomasius etwa bedeutet die Pedanterie eine Verbindung von sachlicher Inkompetenz und persönlicher Eitelkeit. Bei Kant hat sich der vordergründige Aspekt der Grillenfängerei schon verselbständigt. Er definiert die Pedanterie als „grüblerische Peinlichkeit und unnütze Genauigkeit in Formalien“. In der frühen Aufklärung überwiegt jedoch der inhaltliche Aspekt: Nikolaus Hieronymus Gundling, selbst Professor der Jurisprudenz in Halle, betont am „Pedantismus“ den Mangel an Urteilsvermögen bei überdimensionalem Imponiergehabe. Der Pedantismus kommt übrigens in allen Wissenschaftsbereichen vor: bei den Scholastikern als Spitzfindigkeit im Ersinnen von Problemen und Lösungen, bei den Humanisten als philologisch-antiquarische Kleinkrämerei.

In der Satirenliteratur hat sich besonders Liscow mit den lebenden Pedanten seiner Zeit auseinandergesetzt und einen davon, den anmaßlichen Professor Philippi, beruflich vernichtet. Der erbarmungswürdige Professor musste in eine Heilanstalt eingeliefert werden.

Weitere Ausprägungen der Pedanterie sind die Misologie, die Feindschaft gegen vernünftiges Argumentieren, die Autodidaktik und die Mikrologie, die David Ruhnken den „unsinnigen Trieb zu Kleinigkeiten“ nennt, der „müßigen Buchstäblern so eigen“ sei. Lessing hat in seiner Jugendkomödie „Der junge Gelehrte“ von 1749 die üblichen Untugenden in der Gestalt des übergescheiterten Quisquilianten Damis versammelt. Der gelehrte Misanthrop vereinigt sämtliche scholastischen und humanistischen Grillen mit den sozialen Fehlern des Hochmuts und der Tadelsucht. Den Rat, den ihm sein Vater erteilt: „Du hast tote Bücher genug gelesen; guck einmal in ein lebendiges“, schlägt er natürlich in den Wind.

Zwar verschwindet im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Pedantengestalt allmählich aus der Satire, doch heißt das nicht, daß sie nur an die traditionellen Wissenschaftsparadigmen gebunden war.

Worob ein lateinischer Mann in Tränen ausbricht...

Die Kehrseite der sozialen Gelehrtenkritik ist die Wissenschaftssatire, die sich gegen die von den gesellschaftlichen Sonderlingen vertretene „Wissenschaft“ richtet, deren Schrulligkeit oder Nutzlosigkeit ihn vollends zum Außenseiter stempelt.

In der Aufklärung ist die reine Scholastikersatire selten geworden. Ein symptomatisches Scholastikerproblem ist etwa die Frage, wie viel Millionen Engel auf einer Nadelspitze wohl ein Menuett tanzen könnten - übrigens eine Problemstellung mit langer Tradition. Der Basler Theologe Samuel Werenfels hat dieser begrifflichen Haarspalterei eine einschlägige Untersuchung gewidmet.

Das Gros der Gelehrtensatiren wendet sich gegen den Humanismus und seine Auswüchse, nicht von ungefähr, da ja die meisten Satiriker den Kursus der artistischen Fakultät durchlaufen hatten, sich dort am besten auskannten und von daher ihre kritischen Angriffe am gezieltesten starten konnten. Basis aller humanistischen Gelehrsamkeit ist die Lateinkenntnis. Kein Wunder also, wenn besonders gegen die Verherrlichung des Lateins auf Kosten der Muttersprache am heftigsten Sturm gelaufen wird. Was nutzen die toten Sprachen Griechisch und Latein, wenn der sprachkundige Gelehrte sich mit ihnen nicht in der heutigen Welt zurechtfinden kann, so lautete schon damals ein berechtigter Einwand gegen die Verabsolutierung der ausschließlich historisch-antiquarisch betriebenen Wissenschaft. Die unzeitgemäßen „Ciceronianer“ waren ja seit Erasmus' von Rotterdam blendender Humanismussatire dem Spott der Pragmatiker und Klugheitstheoretiker ausgesetzt. Rabener Humulfo Humblus etwa - „ein lateinischer Mann und geschwornen Feind seiner Muttersprache“ - vergießt die „bittersten Tränen“ über den Verfall der schönen Wissenschaften. „Keinen Gedanken hielt er für artig, den man nicht aus dem Cicero beweisen konnte. Niemand verdiente, nach seiner Meinung, den Namen eines Gelehrten, der nicht zum wenigsten einen auctorem classicum ediert hatte.“

Ganz an der Vergangenheit orientiert ist der Antiquitätensammler, den Friedrich Justus Riedel einprägsam beschreibt: „Wenn man von Dingen redete, die nicht wenigstens einige hundert Jahre alt waren, da war er so stumm, wie eine Statue. Soviel konnte er sich noch zur Not erinnern, dass vor einiger Zeit ein gewisser Luther gelebet, der willens gewesen, den Papst zu stürzen; ob das aber wirklich geschehen und was wir heutzutage vor eine Religion haben, das wußte er nicht.“

Eine andere Ausprägung des Humanisten ist der Mikrologe, der Verfasser von Abhandlungen über unwichtigen Kleinkram. Der erwähnte Humulfo Humblus behandelt etwa das gravierende Problem: „Ob Horaz die triefichten Augen von dem Rauche seiner Öllampe, oder von den gesalznen Fischen bekommen habe, die er in seiner Jugend bei seinem Vater gegessen“; oder Lessings „Junger Gelehrter“ will beweisen, „daß sich Kleopatra die Schlangen an den Arm, und nicht an die Brust gesetzt hat“. In diese Reihe gehört auch Lichtenbergs bekannte, gegen den Homer-Übersetzer Johann Heinrich Voß gerichtete Satire: „Über die Pronunciation der Schöpse“, in der er die Streitigkeiten verspottet, ob das griechische η als offenes ä oder als geschlossenes e auszusprechen sei. David Ruhnken leitet diese eiteln, ja lächerlichen Fragen aus der formalisierten Weise ab, wie Wissenschaft betrieben wird. Nicht die Beschäftigung mit der Antike an sich erscheint ihm als verwerflich, wohl aber der übertriebene Eifer, der blinde Fanatismus, der über der Vergangenheit alles Lebende, alle Gegenwart vernachlässigt, ja vergißt.

Gipfel traditioneller Gelehrsamkeit war das Ideal des Polyhistor. Daniel Georg Morhofs voluminöse Zusammenfassung aller Wissenschaftssparten von 1688/92 hatte diesen Titel populär gemacht. Während Morhof tatsächlich eine Synthese, eine Zusammenschau der wichtigsten, der traditionellen wie der neueren Wissenschaftsdisziplinen geliefert hatte, erschöpften die meisten seiner Nachfolger sich im Verfassen umfangreicher Gelehrtengegeschichten oder alphabetisch angeordneter Sammelwerke, denen das einigende Band fehlte. Vor allem blieben die meisten Polyhistoren in reiner Buchwissenschaft, im Ausschreiben und Katalogisieren stecken, nahmen also von der Naturwissenschaft kaum Notiz und trugen selbst zur Weiterentwicklung der Disziplinen nichts bei. Lichtenberg, einer der schärfsten Kritiker des Kompilationswesens, betonte, hierin Lessings Ansätze fortführend, gegenüber dem selbstzweckhaften Vielwissen und dem blinden Sammeleifer ständig den Nutzen des Selbstdenkens. Schon Zedlers Großes Universallexikon, die größte deutsche Realenzyklopädie der Aufklärung, hält dem besessenen Wissenshorten entgegen, die Polyhistoren beschäftigten sich meist mit „Allotrien“.

Gerade das beliebte Kuriositätensammeln resultiert aus der Verbindung des Humanismus mit der sogenannten „politischen Bewegung“, die aus Spanien und Frankreich stammte und im siebzehnten Jahrhundert zur „höfischen“ Weltanschauung schlechthin wurde und vom Hof auch auf die Universitäten übergriff. Thomasius war bekanntlich der erste, der das artig-französische Wesen zur Nachahmung empfahl. Sein eigenes Auftreten - im Kavaliershbit mit umgeschnalltem Degen - mißfiel den konservativen Gelehrten gleichermaßen wie den

frömmelnden Pietisten. Die Gefahr solch einer weltzugewandten Gelehrtheit, die vor allem für den galanten Gebrauch, also für Konversation in höfisch-adeligen Kreisen oder in patrizisch-bürgerlichen Salons bestimmt war, lag im Stutzertum und in der Oberflächlichkeit. So ist denn auch Mangel an Gründlichkeit einer der Hauptvorwürfe, den die streng mathematischen Anhänger Christian Wolffs, des neuen wissenschaftlichen Idols, gegen den sogenannten „Galantismus“ erhoben.

Der Kuß als physikalischer Versuch

Wie weit schließlich die unter dem Einfluß des Wolffianismus um sich greifende Verachtung der galanten Studien gehen konnte, demonstriert ebenfalls Rabener an der Gestalt eines „finstern Mathematikers, welcher in seinem Leben zum erstenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatsschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte“. Zu den Gegnern der galanten Gelehrsamkeit gehörte besonders das philosophische, durch Christian Wolff inaugurierte Paradigma, das die Allmacht der Logik auf seine Fahnen geschrieben hatte.

Aber gerade der Erfolg des „demonstrativischen“ Denkens, das alle Probleme mit mathematisch-logischer Exaktheit untersuchte, bildete auch den Anlaß zu zahlreichen satirischen Ausfällen gegen Wolffs lederne Schreibweise, seine Definitionssucht und seine mühsam von Paragraph zu Paragraph fortschreitende Argumentation, die sich nicht selten zu neoscholastischer Spitzfindigkeit auswuchs und in allen möglichen Gebieten, die eben mit logischer Präzision gar nichts gemein hatten, auszubreiten suchte. Eine treffende Satire auf das Demonstrierverfahren, mit dem auch völlig unsinnige Behauptungen „schlüssig“ bewiesen werden können, liefert Christlob Mylius, der jung verstorbene Freund Lessings. Sein Beweis, daß galante „junge Herren“ „Naturkundige“, das heißt Naturforscher, seien, besteht im Aufstellen einer formalen Beweiskette: Junge Herren können küssen; Küsse sind physikalische Versuche. Wer also küßt, macht physikalische Versuche, ist also ein Naturkundiger.

Auch Christian Fürchtegott Gellert bedient sich ironisch des logischen Schlußverfahrens, wenn der Magister im Lustspiel „Die zärtlichen Schwestern“ durch allerlei Rationalismen Julchen vom Sinn der Ehe zu überzeugen sucht. Für den syllogistischen Magister ist das Herz der „größte Betrüger“. Julchen dagegen betont das Recht des natürlichen Empfindens mit den Worten: „Ich will ungelehrt lieben.“ Gellert propagiert hier ein von ausschließlicher

Vernunftleitung gelöstes Verhalten, eine Verbindung von „Vernunft“ und „Herz“ - Lessing hat sie dann in „Minna von Barnhelm“ unkonventionell und frei von Komödientypik entfaltet. Gellerts frühe Rationalismuskritik bezeichnet den Punkt, wo die Kritik in eine grundsätzliche Abkehr vom Gelehrtenideal umschlägt. Nicht von ungefähr findet sich bei Lessing der verblüffende Ausspruch, er sei nicht gelehrt und beabsichtige nicht, gelehrt zu werden. Lediglich ein „gelehrtes Buch“ gebrauchen wolle er. Dem Ideal der toten Büchergelehrsamkeit stellt er die lebendige Weisheit entgegen, die einen Nutzwert hat und aus Erfahrung gespeist wird. Das kleinste Kapital an eigener Erfahrung, heißt es sinngemäß in Lessings Aufzeichnungen, sei mehr wert als alle Büchergelehrsamkeit. In der Gestalt des Nathan schafft Lessing dann die Synthese aus bürgerlicher Erwerbstätigkeit und philosophischer Kontemplation, den weisen Kaufmann, der Philosoph und Geschäftsmann zugleich ist. Lessings Ideal des Weltweisen verbindet Weltklugheit und bürgerlich-ökonomisches Handeln, relativiert also das bloße Gelehrtsein und den reinen Kaufmannsgeist.

Die zweite Jahrhunderthälfte bereichert die Skala der Gelehrten um den Typus des gelehrten Schwärmers, einer Mischung aus Genie, Wissenschaftler und Scharlatan. Lichtenberg hat diesen Typus in dem Physiognomiker Johann Kaspar Lavater mit sarkastischem Witz übergossen. Allzu leichtfertig verkündeten diese von Geniekult und Rousseauismus beeinflussten Geister die neue eigene Lehre als wissenschaftliche Offenbarung, als Pseudoreligion. Doch geht hier die reine Gelehrtensatire bereits in die allgemeine Satire des Scharlatans über – für den strengen Rationalismus der Aufklärer waren die Stürmer und Dränger keine Genies, sondern Schwärmer und Tollhäsler.

Mögen die Sonderlinge und Käuze auch allmählich aussterben, im heutigen technisierten Wissenschaftsbetrieb keinen ruhigen Winkel mehr finden, so heißt das natürlich nicht, daß die gelehrten Auswüchse aus der Welt geschafft seien. Sie präsentieren sich jetzt aber in anderer Form, den „modernen Zeiten“ angepasst. Die ungeheuren Möglichkeiten moderner Medien machen dem Eigenbrötler und Stubenhocker das Leben schwer; eindeutig profitiert von ihnen hat gewiß der hurtige Windmacher.

Redaktion: Ruprecht Skasa-Weiß

DIE BRÜCKE ZUR WELT

Sonntagsbeilage der Stuttgarter Zeitung

Samstag, 5. September 1981